

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 27 (1959)
Heft: 1

Artikel: "Warum sich wegen einer solchen Kleinigkeit Gedanken machen?"
Autor: Walker, Kenneth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Warum sich wegen einer solchen Kleinigkeit Gedanken machen?“

Von Kenneth Walker.

Wenn ein Arzt seine Krankenblätter durchsieht, findet er Material, das er mit dem notwendigen literarischen Geschick in viele interessante Erzählungen aller Art ausspinnen könnte — humoristisch, tragisch und meistens tragikomisch. Wenn ich auf nahezu fünfzig Jahre ärztlicher Praxis zurückschaue, fällt meine Aufmerksamkeit immer wieder auf eine einzige dieser vielen Geschichten — kurz, schonungslos, hart und ohne eine Spur von Humor. Es war der tragischste Fall meiner ganzen Praxis, denn wenn in ihr auch der Tod eine grosse Rolle spielt, so gibt es viele Dinge, die schlimmer sind als Sterben. Was diese Geschichte noch unseliger macht, ist, dass sie einen Patienten betrifft, der leicht hätte gerettet werden können, wäre auch nur ein Funken von Verständnis bei denen gewesen, die aus Mangel an Verständnis ihn zum Schluss völlig zerstörten — körperlich und seelisch.

Der junge Mann, von dem diese Geschichte berichtet, wurde von seinen Eltern vor zehn Jahren zu mir gebracht. Es waren ordentliche Leute aus dem Norden — ich glaube, sie arbeiteten in einer Mühle — und sie waren so getroffen von dem, was ihrem Sohn zugestossen war, dass es schwierig für sie war, mir davon zu berichten. Zuletzt brachte ich in Erfahrung, dass die Polizei ein Haus in ihrem Heimatort durchsucht und eine Anzahl junger Männer, darunter ihren Sohn, verhaftet hatte. Er wurde wegen sittlicher Verfehlungen unter Anklage gestellt und stand vor seinem Prozess. Die Eltern hatten gehört, dass ich über solche «seltsamen» und unaussprechlichen Dinge Bescheid wusste, und flehten mich an, ihren einzigen Sohn zu retten — nicht nur vom Gesetz, sondern auch von der entsetzlichen Schwäche, die er haben sollte. —

Ich unterhielt mich unter vier Augen mit dem verängstigten jungen Mann und kam zu bestimmten Schlüssen über ihn. Er hatte kaum die Zwanzig hinter sich und da er viele Anzeichen seelischer Unreife zeigte, war ich überzeugt, dass er nicht notwendigerweise homosexuell sein müsse. Mit der richtigen psychologischen Führung würde er innerhalb einiger Jahre sein wahres Ziel finden; das Schlimmste, was ihm gerade jetzt zustossen konnte, würde eine Gefängnisstrafe sein, bei deren Abbüßung er nur mit Geschlechtsgenossen zusammen sein würde. Ich gab seinen Eltern einen deutlichen Brief an seinen Verteidiger mit, einen Brief, in dem ich feststellte, dass ich den jungen Mann nicht als homosexuell betrachtete. Wenn man ihn jetzt nicht in der rein männlichen Atmosphäre eines Gefängnisses von der Welt abschliessen würde, sei ich überzeugt, dass er schlussendlich eine normale sexuelle Orientierung finden würde. Ich bot mich sogar an, dem Prozess beizuwohnen und persönliches Zeugnis zu seinen Gunsten abzulegen. Nach meiner Meinung würde es einem Verbrechen gleichkommen, den jungen Mann an einem kritischen Punkt seiner sexuellen Entwicklung ins Gefängnis zu schicken. —

Zehn Jahre gingen vorbei. Ich hatte diese kleine Begebenheit in meiner beruflichen Laufbahn völlig vergessen, als mir die Erinnerung daran in einem neuen und tragischen Rahmen plötzlich wiedergegeben wurde. Eines Nachmittags wurde mir gesagt, dass mich ein Mann zu sprechen wünsche, ohne vorher eine Konsultationszeit vereinbart zu haben. Da ich zufällig frei war, liess ich ihn ins Sprechzimmer kommen.

Ich wunderte mich, warum dieses nervöse Wrack eines Mannes den langen Weg aus dem Norden gemacht hatte, um mich zu konsultieren, denn nach ein paar Wechselreden war mir klar, dass er nicht in meine eigene Patientenkategorie gehörte. Er hätte statt meiner einen Psychiater konsultieren sollen, und ich erfuhr dann, dass er in der Nähe seines Heims in einer solchen Behandlung war. Aber sein dortiger Arzt hatte ihm offenbar gesagt, dass er mit seiner Weisheit am Ende sei, und aus diesem Grund war der Patient nach London gekommen, um hier neuen Rat einzuholen. Sein Spezialist hatte mit wenig oder keinem Erfolg alles versucht: Liegekur, Psychotherapie, Schocktherapie und sogar Beeinflussung unter Hypnose. Der Mann sagte mir, er sei jetzt nur noch eine Last für sich selbst und für alle anderen, sein einziger Rettungsanker sei der Alkohol. Er hätte sogar einen trinken müssen, ehe er den Mut gehabt hätte, mir gegenüberzutreten.

«Aber warum gerade ich?» fragte ich. «Sie benötigen die Hilfe eines Psychologen und nicht die eines Chirurgen.»

«Erinnern Sie sich nicht mehr an mich?» antwortete er ziemlich wehmütig. «Sie waren damals so freundlich zu mir und aus diesem Grund bin ich jetzt zu Ihnen zurückgekommen. Ich wurde verurteilt und bekam vier Jahre Gefängnis.»

Plötzlich tauchte das Bild vor mir auf, wie dieser Mann vor zehn Jahren ausgesehen hatte. Welcher Unterschied zwischen dem «Damals» und dem «Heute». Welch unsinnige Zerstörung war bei ihm durch die blinde Arbeit eines monströsen Gesetzes angerichtet worden und wie wenig konnte ihm jetzt geholfen werden. Er erzählte mir seine Geschichte, und ich konnte kaum meinen Zorn unterdrücken. Mein Brief hatte garnichts genützt, denn sein Verteidiger war der Meinung gewesen, dass meine günstige Aussage für ihn nichts Gutes hervorbringen könnte. Dann erklärte er mir, das Gefängnis sei so überfüllt gewesen, dass er seine Zelle mit drei andern Männern hätte teilen müssen — das Ergebnis lag auf der Hand. Und selbst als es ihm gelang, mehr Abgeschlossenheit zu erhalten, gab es einen Gefängniswärter, der ihn von Zeit zu Zeit «gebrauchte». Natürlich hatte man gewisse Vorteile, wenn man sich den Gefängniswärter auf diese Weise verpflichtete. «Aber», erklärte er mir, «ich verlor allen Respekt vor mir selber und als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, war es mir völlig einerlei, was aus mir wurde. Ich war zu keiner Arbeit geeignet und ich versuchte es auch gar nicht mehr. Aber ich muss wieder besser werden, bitte tun Sie etwas für mich. Ausser Ihnen kann es niemand und Sie sind schon einmal gut zu mir gewesen.»

Das Schwierigste für einen Arzt ist, dabei stehen zu müssen und nichts für einen Patienten tun zu können, der ihn um Hilfe gebeten hat, und in dieser Zwangslage fand ich mich jetzt. Die Zeit, in der ihm zu helfen gewesen wäre, war vorüber, denn in dieser armen, verängstigten Kreatur war so viel zerstört worden, dass es kaum noch Ansatzpunkte zur Hilfe gab. Alles, was ich tun konnte, war, ihn mit einem Brief an seinen Psychiater zurückzusenden und zu hoffen; so wenig Hoffnung auch da war.

Aber von diesem Augenblick an, datierte ein fester Entschluss bei mir, dass ich alles innerhalb meiner Kräfte tun würde, um einen Wechsel in der Behandlung solcher junger Männer in unserem Lande herbeizuführen — junge Männer, wie dieser einmal gewesen war — jung, voll von Versprechungen und nur guten Rates bedürftig. Dies erklärt in Kürze meine Mitgliedschaft in der Gesellschaft zur Reform des Gesetzes gegen Homosexuelle. Keine unserer politi-

schen Parteien hält es für wichtig, dass die Empfehlungen des Wolfenden Reports in die Tat umgesetzt werden. Politisch gesprochen ist das vielleicht korrekt. Es liegt nur im Bereich der *Humanität*, dass etwas getan werden muss, um ein Gesetz umzustossen, das so stupid und unwirksam ist, wie es primitiv und brutal ist.

Geschickt getarnte Aufhetzung

Der nachfolgende Aufsatz «Männer ohne Frauen» erschien vor kurzem in dem Londoner «Daily Herald». Im Vorwort wird zitiert, dass sich ja auch die Leitung der «Heilsarmee» gegen eine Aenderung der Strafen bei Erwachsenen ausgesprochen habe. Mit dem Namen der «Heilsarmee» (ohne Erwähnung der gegenseitigen Empfehlungen der englischen Kirchen) hofft man, das richtige Mäntelchen gefunden zu haben, in dessen Schutz man dann einen derart gehässigen Artikel loslassen kann, der unter der Maske des Verständnisses lediglich ein paar winzige negative Ausschnitte aus dem Gesamtproblem berührt, aber damit bei der Masse der Leser genau seinen Zweck erreicht: Aufhetzung.

Männer ohne Frauen

«Homosexuelle sind harmlos . . . Biologische Missgeburten. Männer mit einem Genie für Liebe, aber nicht für die normale Liebe zwischen Mann und Frau. Und sie sind keine Bedrohung für die menschliche Gesellschaft». Das ist die Ansicht vieler, die in England eine Aenderung der Gesetzesbestimmungen unterstützen, wie sie der Wolfenden Report vorschlägt.

Komm' einmal mit mir und triff ein paar von diesen «biologischen Missgeburten», dann wirst du vielleicht einsehen, dass dies eine irrtümliche, zu sehr vereinfachte Einstellung ist.

Mein Führer war ein Mann in mittleren Jahren, der zugab, homosexuell zu sein. Er führte mich zu einer Seitenstrasse im Londoner Westend und deutete auf eine schattenhafte Gestalt unter einem benachbarten Torbogen.

«Dieser da», sagte er, «ist ein Homo-Wolf».

Als der «Wolf» einmal kurz hin und her ging, ehe er sich wieder auf seinen alten Platz begab, sah ich, dass er mager, gut angezogen und ruhig war. Keine Trippelschritte, kein Hüftenschwenken.

«Man kann es kaum glauben, dass der zu uns gehört,» meinte mein Führer. «Jetzt passen Sie mal auf. Sehen Sie dort den Kerl im steifen Hut?

Haben Sie gesehen, wie er seine Tageszeitung von der Aktenmappe in die freie Hand genommen hat? Das ist das Erkennungszeichen.»

Als der Kerl mit dem steifen Hut näher kam, ging ihm der gut angezogene «Wolf» entgegen, während er eine Zeitung von einem unter den anderen Arm schob.

Sie trafen sich und gingen gemeinsam weiter.

«Ist das ihre erste Begegnung?» fragte ich.

«Natürlich», sagte mein Führer. «Sie werden den Nachmittag zusammen verbringen. Der «Wolf» wird ein hübsches, kleines Geschenk bekommen und kein